Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 11

Artikel: Der Mensch in der Mitte : Blaise Pascals Gedanken über Vernunft und Glauben

Autor: Barth, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759020

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mensch in der Mitte

Blaise Pascals Gedanken über Vernunft und Glauben

Von Heinrich Barth

Es gibt im menschlichen Denken über Welt und Leben — in diesem Denken, das man „Philosophie" benennt — einen uralten Gedanken, — bald ist es mehr ein schöner Traum, bald eine tiefsinnige Spekulation, bald spricht er sich aus in scharf geprägten Begriffen: dass der Mensch die Mitte des Universums sei. Dieser Gedanke hat seine Wurzel im Altertum; aber nirgends ist er besonnener und umsichtiger, nirgends in schönerer Geschlossenheit des Weltbildes gedacht worden, als in der Glanzzeit des mittelalterlichen Denkens, als wie in dem Himmel und Erde umfassenden System des Thomas von Aquino. Ueber dem Menschen, in der rein geistigen Sphäre, sind Gott-Vater und die Heere der Engel, unter ihm sind die rein animalischen und vegetativen Wesen, samt der leblosen Materie. In der Mitte zwischen geistiger und materieller Welt ist der Mensch, ein geist-leibliches Geschöpf, das mit beiden Welthälften verbunden ist; er lebt an jenem vorzüglichen, mittlern Orte des Weltganzen, der ihm erlaubt, seine Blicke den höchsten wie den niedersten Ordnungen des Kosmos zuzuwenden, mit den Höhen wie mit den Tiefen in Verbindung zu stehen.

Der Mensch des Mittelalters ist Mitte der Welt; aber er ist nichtsdestoweniger eingeordnet in eine Weltordnung, die grösser ist als er, untergeordnet unter eine Weltregierung, die über ihm steht, und die ihm, wie jeder andern Kreatur, seine begrenzte Stelle und damit seine unverrückbare Schranke zugewiesen hat. Es kam aber eine Zeit, in der der Gedanke, dass der Mensch die Mitte sei, mit viel höherm Enthusiasmus ausgesprochen worden ist, eine Zeit, in der man ihn in einem gesteigerten Selbstbewusstsein des Menschen begriffen und mit gehobenem Anspruch verkündigt hat. Für die Renaissance ist der Mensch

die Mitte des Kosmos, indem der Kosmos in seiner Universalität vom Menschen erkannt wird, in der Erkenntnis des Menschen ein Spiegelbild findet. Die Erkenntnis hat keine Grenzen; der erkennende Geist schweift in den Fernen des Weltenraumes, wie er sich in die Geheimnisse des ihm vor Augen liegenden Daseins vertieft. Dem erkennenden Geiste ist die ganze Welt zu eigen; in liebevoller Beschauung versenkt er sich in alle Tiefen der Weltwirklichkeit und erhebt er sich zu ihren Höhen. Und indem so der Kosmos dem Menschen zu eigen wird, geht wiederum das Dasein des Menschen auf in den Kosmos, in beglückender, berauschender Ausweitung und Bereicherung seines gottebenbildlichen Wesens, — ein „Mikrokosmos" (eine kleine Welt), in dem sich Gehalt und Grösse des göttlichen Universums widerspiegelt. Was ist grösser als der Mensch, der mit aufgeschlossenem Sinne mit dem Weltganzen sich verbunden hat, er, dessen Leben Teil nimmt am Leben der fernen und nahen kosmischen Bereiche, der durchströmt wird von den Weltkräften und der vom Rhythmus der Weltbewegung getragen wird? Dieser Mensch ist die Mitte. Er ist aber die Mitte in anderm Sinne, als wie dem mittelalterlichen Menschen die Mitte zugewiesen wird. Der Mensch des Mittelalters steht gleichsam in der Mitte einer Leiter, die von der Unterwelt zu Gott-Vater aufsteigt. Der Mensch der Renaissance steht wie in der Mitte einer Kugel. Diese Kugel ist der Weltenraum, der ihn mit seinen Sphären umschliesst. Dort ist der Mensch in der Welt; und die Welt ist beherrscht von Gott. Hier ist der Mensch selbst in gewissem Sinne die Welt; denn er ist „Mikrokosmos". Und die Welt, — es fehlt wenig, so ist sie Gott. Um den Menschen dreht sich die Welt; denn in seiner grenzenlosen Erkenntnis, im Schweifen seines Geistes durch das Universum ist er der Herr der Welt. Es ist erhebend, die mit Sinn und Erkenntnis begabte Mitte des Universums darzustellen.

Und es kamen wieder Zeiten kühlen nüchternen Denkens. Der Rationalismus unternahm den grossen Versuch, die Welt nach Gesetzen der Vernunft, insbesondere nach den Regeln des mathematischen Denkens neu aufzubauen. Da war es der grosse Mathematiker und Philosoph René Descartes, der sich eines Tages entschloss, alles Wissen, über das er verfügte, in Zweifel zu ziehen, alle scheinbar noch so sichere Er-

kenntnis als unsicher zu betrachten, unter alles Bücherwissen, aber auch unter alle Verstandeserkenntnis gleichsam einen Strich zu machen und mit der Erkenntnis neu anzufangen, — anzufangen von einem Punkte, dessen Gewissheit nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Und er meinte einen solchen Punkt zu finden, der ihm einen festen Halt und unanfechtbare Wahrheit darbot. Alle Erkenntnis von Gott und von der Welt, die die Jahrhunderte gewonnen und aufbewahrt hatten, gab er vorläufig preis und rettete sich auf eine Insel, auf der er sich vor allen Stürmen des Zweifels geschützt meinte. Er fand unerschütterliche Gewissheit einzig in dem Satze: „Ich denke, also bin ich." — „Ich denke, also bin ich". Dies bedeutet: Wenn auch alles, was ich denke, ins Wanken gerät, dann bleibt mir doch das Eine: dass ich denke. Es bleibt mir mein denkendes Ich. Dies ist unumstössliche Wahrheit; denn gäbe es kein denkendes Ich, dann gäbe es auch kein Fragen und keine Zweifel. Was ist also Descartes von der Welt übriggeblieben? Das Ich, der Mensch als denkendes Wesen. Der denkende Mensch, das reflektierende Selbst; es ist Ausgangspunkt; es ist Mittelpunkt eines neuen Gedankengebäudes, das der Philosoph nun auf einer scheinbar sturmsicheren Basis errichtet. Wiederum ist in gewissem Sinne der Mensch die Mitte geworden. Es ist zwar nicht mehr so, dass Weltall, Gott und Mensch in dem einen schönen Kosmos eins werden. Die Schwärmerei ist stille geworden. Der Rausch der Vereinung mit Gott und Welt hat sich verflüchtigt. Aber der denkende Mensch, der sich einsam hinsetzt, um an Allem zu zweifeln, über alles zu reflektieren, ist die Mitte einer Gedankenwelt, einer Welt von streng rationalen Erkenntnissen, in denen sich die denkende Vernunft über Gott und Welt und Leben Klarheit zu schaffen sucht. Ist sie nicht gar zu einsam, diese sich selbst überlassene, in Nachdenken versunkene Mitte der Welt?

Wir wollen heute einen jüngern Zeitgenossen René Descartes' betrachten, der abermals in einer ganz neuen, erstaunlichen, unerhörten Weise die Wahrheit, dass der Mensch die Mitte der Welt sei, entdeckt und erlebt hat: Blaise Pascal. Mitten im 17. Jahrhundert begegnet uns in der französischen Gesellschaft der Bourbonenzeit, die von weltlichen wie nicht minder

von kirchlichen Angelegenheiten bewegt wird, die eigenartige Gestalt Pascals, — eines jener Menschen, die trotz ihrer Geisteskraft und Grösse uns im Grunde nie bekannt werden, sondern die verborgen bleiben in einer tiefen Unfassbarkeit, die uns ein endgültiges Begreifen ihres innersten Wesens verbietet. So ist uns auch Pascal eine Frage, ein Rätsel, eine Verlegenheit; und wenn wir je versuchen wollen, ihn in eine bestimmte Klasse von grossen Männern einzureihen, werden wir sicher daran scheitern, — und dies, auch wenn wir vorderhand einen Blick auf das Leben des Menschen werfen, von dessen Gedanken hier die Rede sein soll. Wie eigenartig hebt sich Pascal ab gerade von den schon erwähnten Denkern, hier von einem Descartes und dort von einem Thomas! In Descartes begegnet uns eine Denkergestalt von eindeutig weltlichem Gepräge; er ist der welterfahrene Edelmann, der sich nach Jahren des Umtriebs und der Wanderung in beschaulicher Zurückgezogenheit einer kühlen, verstandesklaren Forschung hingibt, — wahrhaftig nicht viel mehr als ein denkendes Ich! eine rechnende Vernunft! Und daneben steht Thomas von Aquino, der kirchliche Lehrer und Ordensmann, der in stiller Hingabe an ein grosses, geheiligtes Werk seine gewaltige Geisteskraft einsetzt, um eine christlich-kirchliche Weltanschauung zu schaffen und sie in wohldurchdachten philosophisch - theologischen Monumentalwerken niederzulegen, — der Mann Gottes und der Kirche, der sein scharfes und weitblickendes Denken völlig dem hohen Unternehmen weiht, die Wahrheit von den himmlischen und von den irdischen Ordnungen des Daseins, von der Gnade, die die Natur vollendet, herauszustellen, — als der Mann heiliger, vor Gott vollbrachter Forschung. —

Pascal ist weder ein rein kirchlicher noch ein weltlicher Denker; er ist weder hier noch dort einzuordnen. Er gehört mit seinem Leben und Denken aber auch nicht in eine neutrale Mitte zwischen Welt und Kirche, die ihm von Beidem einen gleichen Abstand gewährt hätte. Wo haben wir den Raum dieses Lebens zu suchen? Wo liegt die Mitte von Pascals Persönlichkeit, auf die wir seine so verschiedenartigen Lebensäusserungen als auf ihren Quellpunkt zurückführen dürften? Bei den erwähnten Denkern erkennen wir eine solche Mitte, und indem wir sie wahrnehmen, erkennen wir auch eine klare und einfache Lebenslinie,

die hier ein Thomas, dort ein Descartes durchschritten hat. Bei Pascal dagegen vermissen wir eine beherrschende Mitte des Lebens, in der wir Kern und Wesen seiner Persönlichkeit erblicken könnten; und wir finden nicht eine einfache, sondern eine mehrfach gebrochene Lebenslinie vor. Dies bedeutet wiederum nicht, dass im Leben Pascals Willkür herrsche. Wenn in ihm keine offenkundige Mitte gefunden werden kann, dann ist es doch nicht ohne Richtung und Ziel, — nicht ohne mächtig hinreissendes, alle Lebenskraft stärker und stärker anspannendes Ziel. Pascals Leben ist wie eine Bergstrasse, die stracks in die Höhe steigt, indem sie bald hier, bald dort kräftig umbiegt, — mit wechselndem Ausblick, aber sicherm Ziele.

Blaise Pascal, der Sohn eines königlichen Beamten, liess schon in jungen Jahren eine wunderbare Begabung für mathematische Forschung wahrnehmen. Fast noch ein Knabe, verkehrte er bereits in einem Kreise von Gelehrten, in dem er sich durch seine Forschungen wachsende Anerkennung erwarb. Als junger Mann erfand er eine Rechenmaschine, für die er mehr als fünfzig Modelle konstruierte, — eine Erfindung, die er gewinnbringend zu verwerten beabsichtigte. Pascal befasste sich in denselben Jahren mit der wissenschaftlichen Zeitfrage des leeren Raumes und wiederholte als Erster in Frankreich Torricellis Experiment mit dem Quecksilber; und er bewies experimentell den Gegendruck der Luft. Damals verfocht er gegen Descartes, der ihm persönlich bekannt war, dass er als Erster, also vor diesem grossen Partner, den Gedanken dieses letztern Experimentes erfasst habe, wie er überhaupt auf seine Anerkennung als Physiker bedacht war. Neben dieser ausgezeichneten wissenschaftlichen Betätigung begann aber eine Entwicklung ganz anderer Art. In Rouen geriet Pascal unter den Einfluss des Jansenismus, einer starken religiösen Strömung, die ein Wiederaufleben augustinischen Geistes bedeutete. Pascal erlebte seine erste Bekehrung. In seinem Eifer klagte er mit Erfolg einen Kapuziner, der in theologischen Dingen freiere Ansichten vertrat, der Irrlehre an. Seine theologischen Interessen führten ihn zum Verkehr mit den Jansenisten, die im Kloster Port Royal ihren Hauptsitz hatten. Pascals geistig regsame Schwester Jacqueline entschloss sich daselbst den Schleier zu nehmen. Ihr Schritt wurde aber der Anlass zu einem Konflikte Pascals mit

Port Royal, bei dem Vermögensverhältnisse eine wesentliche Rolle spielten. Pascal wandte sich jetzt wieder dem Weltleben zu; er wurde für einige Jahre ein Mann der guten Gesellschaft, — einer Gesellschaft, deren Leben sich in den galanten Formen einer genussreichen Aristokratie bewegte, das dabei aber von reichen wissenschaftlichen und philosophischen Bestrebungen erfüllt war. Aus den Erfahrungen dieses immerhin gehaltvollen gesellschaftlichen Verkehrs mit bedeutenden Menschen schrieb Pascal eine Abhandlung über „die Leidenschaften der Liebe." In dieser Zeit mag er sich in die Denkweise des halb ernsten halb spielerischen Lebensphilosophen Montaigne eingelebt haben; mit ihm hielt er immer wieder Zwiesprache, als er später das Christentum zu verteidigen unternahm. Aber auch die Forschung nahm ihren Fortgang; es war die Wahrscheinlichkeitsrechnung, um die sich Pascal in dieser Zeit Verdienste erwarb. Wir vergessen nicht zu erwähnen, dass seine Lebensgeschichte durch stets sich steigernde Krankheit wesentlich beeinflusst wurde; sie brachte dieses Leben in einem frühzeitigen Tode zum Abschluss. Im Jahre 1654 erlebte Pascal seine zweite Bekehrung; sie bedeutete eine entschiedene Abwendung von den weltlichen Interessen und den Entschluss zur klösterlichen Zurückgezogenheit. In dem Erlebnis einer mystischen Erleuchtung, von der uns ein vielsagendes Erinnerungsblatt Kunde gibt, kam es zu einer tiefen Umkehr. Pascal lebte nun mit Port Royal in engster Verbindung. So wurde er denn in den grossen Kampf hineingezogen, den die Jansenisten für ihre Glaubensüberzeugung auszufechten hatten. In den „Lettres provinciales" wurde er nicht nur zu ihrem geistvollen Verteidiger, sondern er führte mit gewaltiger Kraft und Leidenschaft seinen berühmten Angriff gegen den Jesuitenorden, indem er sich dabei grossen schriftstellerischen Ruhm erwarb. Er wagte sich hier freilich in ein Kampffeld, das ihn einem offenen Konflikt mit der Kirche äusserst nahe führte. Derselbe Pascal aber, der sich immer mehr in asketische Frömmigkeitsübung hineinsteigerte, befasste sich intensiv mit dem geometrischen Problem der Radlinie und veranstaltete ein Preisausschreiben zu dessen Lösung, in dem er sich selbst den Preis zuerkennen liess. Noch in seinem Todesjahre erfand Pascal ein System der Stadtomnibusse für Paris. Seine Hauptarbeit aber, mit der er bei fortschreitender Er-

schöpfung seiner Körperkräfte rang, lag in der Vorbereitung eines grossen Werkes zur Verteidigung des Christentums. Als Pascal 1662 im Alter von 39 Jahren wie ein gläubiges Glied seiner Kirche starb, fand sich in seinem Nachlass eine Fülle von Zetteln, auf denen er Gedanken zu seinem Werke niedergeschrieben hatte. Diese Zettel enthalten die „Pensées", eine Fundgrube tiefer Erkenntnisse über Vernunft und Glaube, Humanität und Christentum bis auf den heutigen Tag. — Blaise Pascal aber steht uns vor Augen gleichzeitig als ein Weltmann und als ein Heiliger und doch wiederum als keines von beiden. Der Richtpunkt seines Lebens und sein eigentliches Geheimnis liegt jenseits aller Unterscheidungen, mit denen wir Menschen in Klassen und Gruppen einteilen.

Auch Pascal kannte eine Lebensperiode, in der er von tiefer Begeisterung für die Wissenschaft und ihren Fortschritt ergriffen war. Nicht nur der einzelne Mensch — sagt er irgendwo — macht von Tag zu Tag in den Wissenschaften Fortschritte, sondern alle Menschen zusammen rücken in ihnen beständig vor, je älter das Universum wird. Die Folge der Geschlechter in den Jahrhunderten lässt sich vergleichen einem Menschen, der lernt und lernt. Welch froher Optimismus spricht aus diesen zuversichtlichen Worten! Pascal glaubt an den Fortschritt des Menschengeschlechts in der Wissenschaft, — ein Fortschrittsglaube, der noch mehr als einem Menschen der Neuzeit Ersatz für den alten Glauben geboten hat. — Wie anders klingt es in den nachgelassenen „Gedanken"! Wenn die Naturerkenntnisse wahr sind, dann findet der Mensch in ihnen grossen Anlass zur Demütigung. Von welch krankhafter Niedergeschlagenheit mag da Pascal ergriffen worden sein, dass er gerade den Stolz der Neuzeit, die rationale, mathematische Wissenschaft, als eine Demütigung des Menschen auslegt? Doch wir hören, wie er zu so befremdender Auffassung gelangt: Diese ganze sichtbare Welt ist im weiten Raume der Natur nur wie ein Strichlein, das kaum wahrgenommen wird. Keine Vorstellung reicht an die Wahrheit heran. Wir mögen unsere Einbildungskraft noch so sehr steigern, — was wir uns vor Augen stellen, ist im Verhältnis zur Wirklichkeit der Dinge nur wie ein Atom. Unsere Vorstellung verliert sich in diesem Gedanken. Da mag

der Mensch zu sich selbst zurückkommen und erwägen, was er ist, im Verhältnis zu dem, was die Welt ist. Hier, wo er lebt, in diesem abgelegenen Winkel der Natur, wird er sich wie verirrt vorkommen, wie versetzt in ein kleines Gefängnis. Was ist ein Mensch im Unendlichen? — Aber da findet er noch ein anderes Wunder: wenn er seinen Blick den kleinsten und feinsten Dingen zuwendet. Das kleinste Insekt hat an seinem Leibe noch viel kleinere Teile, Beine mit Gelenken, Adern in diesen Beinen, Blut in diesen Adern, Säfte in diesem Blut, Tropfen in diesen Säften, Dämpfe in diesen Tropfen. Aber da gibt es noch immer kein Ende, auch wo unsere Vorstellung versagt. In diesem Kleinsten tut sich ein neuer Abgrund auf. Eine Unendlichkeit von Welten liegt im kleinsten Atome, in dem sich noch einmal Firmament, Erde, Tiere, Insekten finden mögen, — sodass die Kleinheit der Welt nicht weniger wunderbar wird, als wie ihre Grösse. Und der Mensch, der vorher gegenüber der Welt in ein Nichts verschwand, wird jetzt ein Koloss, — selbst eine Welt im Hinblick auf jenes Nichts des Allerkleinsten, das man doch nicht erreichen kann. So findet er sich zwischen zwei Abgründen, dem Unendlichen und dem Nichts, zitternd beim Anblick dieser Wunder. Der Mensch ist eine Mitte zwischen dem Nichts und dem All. Diese beiden Endpunkte, die beiden Unendlichkeiten, bleiben seiner Erkenntnis verborgen; er wird stille und alle Anmassung fällt dahin. Weil er zur wahren Natur der Dinge, zu jenen Unendlichkeiten, überhaupt in keinem nennbaren Verhältnis steht, darum muss eine zuversichtliche Erforschung der Natur in diesem Lichte als Ueberhebung erscheinen. — Pascal spricht in dieser Betrachtung nicht als engherziger religiöser Geist, der von vornherein alle Vernunft anfeindet, alle Wissenschaft verschmäht, weil er ihren Sinn nicht versteht und weil er sich etwa in seiner friedlichen Gläubigkeit nicht stören lassen wollte. Nein, er spricht als Mathematiker, als rationaler Denker, der den Mut hat, gewisse Dinge in unerbittlicher Strenge zu Ende zu denken. Das „Unendliche", — ein mathematischer Grenzbegriff; das „unendliche Universum", — eine sicher erhabene Vorstellung! Aber was kümmert sie den Durchschnittsmenschen? Wölbt sich doch der liebe blaue Himmel über ihm. Ein Pascal aber hält sich nicht an blosse Worte, noch an ungefähre Vorstellungen. Er macht sich den wirklichen Sinn

der Worte klar. Für ihn ist das „Unendliche" nicht nur Grenzbegriff, vielmehr eine trostlose Leere; dem Menschen muss bange werden, wenn er seiner inne wird. Die ewige Stille dieser unendlichen Räume erschreckt ihn.

So sieht denn auch Pascal den Menschen in einer Mitte, — in der Mitte des Kosmos. Aber dieser Kosmos hat sein Angesicht merkwürdig verändert. Hatte nicht ein neues Weltbewusstsein, im Erwachen einer Neu-Zeit, im Kosmos sich selber, und sich selber als einen „kleinen Kosmos" finden wollen? Und eine neue Wissenschaft hatte sich von all den Befangenheiten und von den scheinbar leeren Subtilitäten mittelalterlichen Denkens freigemacht, um sich nach streng mathematischer Methode in klarer und zwingender Erkenntnis siegreich der Welt zu bemächtigen. Wenn die Scholastik den Knoten der Erkenntnis unsäglich verwickelt hatte, dann verfügte diese neue Wissenschaft über das scharfe Messer des mathematischen Verfahrens, mit dessen Hilfe man jenen Knoten spielend zu durchschneiden sich getrauen durfte. Das Buch der Natur ist in mamathematischen Lettern geschrieben, — hatte Galilei gelehrt. Doch nicht viel später lebte ein Mathematiker, der selbst Wesentliches zu dieser neuen Erkenntnis beitrug, der sich aber mit scharfem, nüchternem Verstande die durch diese Erkenntnis entstandene Lage klar machte, ohne sich mit enthusiastischen Reden über offenkundige Wahrheit hinwegzutäuschen. Und es war, wie wenn jenes scharfe Messer der mathematischen Methode dem, der es handhabte, in die Hand gefahren wäre. „Unendlichkeit" lehrt die mathematische Weltanschauung. Und siehe da, die Welt wird so gross und sie wird wiederum so klein, dass dem Menschen alle Maßstäbe aus den Händen fallen. Nein, er ist weder der Makrokosmos noch der Mikrokosms; denn Beides entschwindet ihm ins Unfassbare. Er ist jetzt wirklich das, dessen er sich lange gerühmt hat: die Mitte der Welt. Aber ist das wirklich eine so erhebende Sache, auf allen Seiten Unendlichkeiten zu sehen und in ihrer Mitte haltlos herumzuirren? Wer in der Mitte ist, gibt sich vielleicht der schönen Täuschung hin, dass sich die ganze Welt um ihn bewegt, und er merkt nicht, dass die leeren Unendlichkeiten keineswegs geneigt sind, dem in ihnen schwebenden und irrenden Atome auch nur die geringste Beachtung zu schenken. Wenn ich

im Hinblick auf die Unendlichkeiten der Zeit und des Raumes die kurze Dauer meines Lebens erwäge, und den geringen Raum, den mein Leben erfüllt, dann muss ich mich fragen: Warum gerade jetzt? Warum gerade hier? Ich finde keinen Grund. Ich bin eben wo ich bin, irgendwo verloren in diesen Weltweiten.

Können wir aber solche Feststellung mit derjenigen Gelassenheit machen, mit der wir eine beliebige, und sei es auch ausserordentliche Tatsache zur Kenntnis nehmen? Für Pascal ist es nicht nur Sache „geistiger Anregung", sich die Lage des Menschen klar zu machen. Denn es geht um uns selbst, um unser ganzes Sein. Irgend ein beliebiger Gegenstand mag mit Recht unsere Aufmerksamkeit erwecken. Wenn es aber geradezu um unser Dasein geht, warum tritt dann nicht an die Stelle kühler Aufmerksamkeit brennende Leidenschaft zur Erkenntnis? Müsste uns nicht wenigstens das Bewusstsein des Todes aus unserer Gleichgültigkeit aufrütteln? Birgt nicht unser Sein nach dem Tode unsagbare Möglichkeiten des Heils und des Unheils, denen gegenüber Gleichgültigkeit ein Unsinn ist? Wir beruhigen uns so leicht damit, dass wir uns von der Sorglosigkeit der Umwelt tragen lassen, dieser Umwelt von Menschen, die sich die Todestatsache wie wir selbst zu verdecken geneigt sind. Aber sie können uns nicht helfen. Man stirbt allein. Und so müssen wir uns denn verhalten, wie wenn wir allein wären. Wenn aber die Dinge so stehen, dann ist es sicher wesentlich zu wissen, ob die Seele sterblich oder unsterblich ist. Die Lebenszeit währt einen Moment; aber der Todeszustand — welches immer sein Wesen sein mag — währt ewig. Alle Vernunft würde dafür sprechen, dass wir unser Leben auf diesen Sachverhalt einrichten. Dass die Menschen sich um ihn nicht kümmern, beweist ihre Verblendung und Torheit; ihr leichtfertiges Unwissen ist eine Ungeheuerlichkeit. Wir machen aus der Ewigkeit ein Nichts und aus dem Nichts eine Ewigkeit; und alle Vernunft kann uns vor diesem Unsinn nicht schützen. Für die kleinen Dinge ist der Mensch empfindlich und für die grossen unempfindlich; daran erkennt man seine seltsame Verkehrtheit.

Und Pascal ist Psychologe und Menschenkenner genug, um uns eine Fülle von Ungereimtheiten, in denen wir gedankenlos

dahinleben, schonungslos aufzuzeigen. Die Menschen wissen im tiefsten Sinne nicht, was sie wollen; daher ihre ewige Unruhe, die es ihnen unmöglich macht, in irgend einem Lebensstande stille zu werden. Die Langeweile bemächtigt sich ihrer und treibt sie zu allen nur denkbaren Unterhaltungen, — nicht weil sie meinten, dort ihr Glück zu finden, aber in der Erwartung, sich selbst mit ihrem Lärme zu betäuben. Man geht nicht auf die Jagd, um den Hasen zu besitzen, — den man vielleicht gekauft nicht haben möchte, — sondern um zu jagen. Die Unruhe im Leben geht nicht um den Besitz der Glücksgüter, denen man nachjagt, sondern man sucht die Möglichkeit, sich selbst zu vergessen. Wir suchen nie die Dinge, sondern wir suchen das Suchen der Dinge. Dies ist der Mensch, der Grosses im Sinne hat und sich doch wieder mit der geringsten Belustigung begnügt, fähig zu allem und zu nichts; er ist weder Engel noch Tier, sondern eben Mensch.

Allein Pascal nimmt nicht nur den gedankenlosen, leichtlebigen Menschen aufs Korn. Wenn er in dem Gespräche mit Mr. de Saci den leichtfertigen Montaigne mit dem ernsten Moralisten Epiktet konfrontiert, dann hat er gute Gelegenheit, auch gegen das philosophische Tugendideal seine Vorbehalte zu machen. Der moralisch denkende Philosoph kennt zwar die Pflichten des Menschen; denn er nimmt einige Spuren von seiner ursprünglichen Grösse wahr. Aber weil er nichts von seiner Verderbnis weiss, und die menschliche Natur als unverdorben voraussetzt, verfällt er einem verhängnisvollen Tugendstolz. Was ist es denn mit der vielgerühmten guten „Natur" des Menschen? Was ist es mit seiner „Tugend?" Unsere „Natur" ist ein beständiger Wechsel, und mit ihr wechselt auch das, was wir „Gerechtigkeit" nennen. Das Uebermass einer einzigen Tugend führt merkwürdigerweise zum Fall. Will man die Tugenden bis zu ihrem Uebermass verfolgen, dann schleicht sich heimlich und offen das Laster ein; man übernimmt sich gerade an der Vollkommenheit. Und wenn sich der Geist grossartig aufrafft, dann hat der Aufschwung keine Dauer. Wir halten uns in der Tugend nicht durch unsere eigene Kraft aufrecht, sondern durch das Gegengewicht von zwei entgegengesetzten Lastern, so wie wir aufrecht bleiben zwischen zwei entgegengesetzten Winden. Nehmen wir eines dieser Laster weg, dann fallen wir ins andere. Der

Mensch ist eben weder Engel noch Tier, und das Unglück will, dass wer den Engel spielen will, das Tier spielt. Wiederum weist Pascal dem Menschen eine Mitte zu, aber nicht eine beherrschende Mitte, nicht die Vorzugsstellung eines Hortes des Guten und Edeln, auf den sich alle Blicke richten, sondern die bescheidene Mittellinie eines Geschöpfes, das schlecht und recht in Vermeidung aller Extreme sich durchs Leben schlägt. Die Mitte verlassen, heisst so viel wie die Menschlichkeit verlassen. Menschliche Seelengrösse liegt in der Fähigkeit, sich in der Mitte zu halten Wir haben Wahres und Gutes nur stückweise, und gemischt mit Bösem und Unwahrem. War es uns bekannt, dass alle Tugend in einer derart schwebenden Mitte liegt?

Wir sind etwas und sind nicht Alles. Dies tritt vor allem auch an unserer Erkenntnis zu Tage. Pascal ist Kind seiner Zeit genug, dass ihm die Grösse und Freiheit der reinen Vernunft und des verstandesklaren Denkens jederzeit gegenwärtig ist. Aber was wird aus unserer Erkenntnisfreude, wenn die Wissenschaft selbst sich als ein Unendliches erweist, — unendlich im Grossen, wie im Kleinen, gerade wie die Welt nach beiden Seiten unendlich ist? Erkenntnis rückt in dieselbe Beleuchtung, in der wir unser ganzes Dasein wahrnehmen. Sie liegt in der schwebenden Mitte. Unsere Einsicht nimmt in den geistigen Regionen dieselbe unsichere Stelle ein, wie unser Leib in der Weite der Natur. Wir sind in jeder Hinsicht begrenzt. Unsere Sinne empfinden nichts Uebermässiges; zu viel Lärm macht taub, zu viel Licht macht blind. Und weil uns alle äussersten Grenzen unzugänglich bleiben, sind wir unfähig sicher zu wissen, und unfähig absolut unwissend zu sein. So treiben wir wie auf einem wogenden Meere herum, ohne einen festen Halt zu gewinnen. Wir suchen sehnsüchtig nach einer sichern Grundlage; und doch wird unsere Vernunft immer wieder enttäuscht. Nichts kann das Endliche befestigen zwischen den beiden Unendlichkeiten, die es einschliessen und die vor ihm zurückweichen. Wie kann man auch nur die Teile der Welt kennen lernen, wenn uns das Ganze fehlt? Wie könnten übrigens wir Menschen, die wir aus Geist und Körper zusammengesetzt sind, einfache Wahrheit erkennen? Der Mensch ist von Natur voll von unausrottbarem Irrtum. Nichts zeigt ihm die Wahrheit. Alles führt ihn irre; Vernunft und

Sinne halten sich gegenseitig zum Narren. Die Vernunft kann ihre Freunde nur unglücklich machen.

Und doch erhebt sich die Vernunft zu den höchsten Höhen. Immer von neuem sucht ihr Denken die letzten Dinge zu erreichen; sie kann nicht umhin, wenn auch ohne grossen Erfolg, an die Wahrheit Gottes zu rühren, von ihr bewegt zu werden. Pascal will das Denken über die letzten Dinge nicht verbieten. Gott selbst will — wie er meint — die Religion durch Vernunftgründe in den Geist legen, in das Herz durch die Gnade. In der Verfechtung der Religion darf man immerhin mit dem Nachweis den Anfang machen, dass sie mit der Vernunft nicht im Widerspruche steht. Pascal findet Worte des Tadels gegen eine Kritiklosigkeit, die zum Aberglauben führt. Gegenüber einem blinden Autoritätsglauben appelliert er an die innere Zustimmung und die stets vernehmbare Stimme der eigenen Vernunft, die zum Glauben helfen solle. — Aber Pascal lehnt den Versuch ab, aus den Ordnungen der Natur und den Werken der Schöpfung die Gottheit beweisen zu wollen. Gott ist nicht erkennbar wie im hellen Tageslicht. Er ist ein verborgener Gott. Der letzte Schritt der Vernunft liegt in der Erkenntnis, dass es eine Unendlichkeit von Dingen gibt, die die Vernunft übersteigen. Sie muss in der Lage sein zu zweifeln, zu behaupten und sich zu unterwerfen, dort wo ein jedes am Platze ist. Zwei Extreme sind zu vermeiden: Die Vernunft zu verabschieden und allein die Vernunft gelten zu lassen. — Wir erkennen, dass es ein Unendliches gibt und kennen doch seine Natur nicht. Aber Gottes Existenz kann man nicht durch Vernunft, nur im Glauben erkennen. Bei seiner Grenzenlosigkeit hat er keine Beziehung zu uns; er ist uns unendlich unfassbar. Und doch ist es ebenso unfassbar, dass Gott ist, wie dass er nicht ist. Ueberall nichts als Dunkelheit! Ich sehe zu viel Merkmale der Gottheit, um sie zu leugnen und zu wenig, um ihrer gewiss zu werden. Dass sich doch Gott entweder gar nicht, oder ganz zu erkennen gegeben hätte! — So ist überhaupt die natürliche Klarheit unserer Erkenntnis verdunkelt; unsere Zweifel können weder alle Klarheit aufheben, noch kann unser natürliches Licht alle Finsternis verscheuchen. Wir sind unfähig zu beweisen, und besitzen doch eine Idee der Wahrheit. Wir können

weder wissen, noch die Wissbegierde unterdrücken. Auch das Wissen schwebt unsicher zwischen Trug und Wahrheit, Licht und Dunkelheit. Soll es in diesem Mittelraume sich dem Lichte zuwenden, dem es immer ferne bleiben wird? Soll es in das Dunkel zurückkehren, aus dem es sich in eine Dämmerung hervorgewagt hat, die ja doch keine scharfen Umrisse erkennen lässt?

Die reine Verstandeswissenschaft möchte übrigens noch so vollkommen sein, so kann sie uns doch eines nicht bieten, was uns unentbehrlich ist, die Erkenntnis des Menschen, das Wissen um uns selbst, deren Lebenslage uns in ein so fragwürdiges Licht getreten ist. Pascal weiss sehr wohl, dass menschliche Dinge mit einem andern Organe aufgefasst werden, als geometrische Wahrheiten, und er hat über diesen Unterschied frühzeitig seine feinen Reflexionen angestellt. Aber mit dem endgültigen, entscheidenden Wissen um das Dasein des Menschen hat es freilich seine besondere Bewandtnis. Wir können von uns aus nicht wissen, wer wir sind; wir können es nur von Gott lernen. Wenn wir also über unser Dasein je etwas Endgültiges lernen dürfen, dann ist dieses Lernen eine ganz besondere Art, Aufschluss zu gewinnen, wie sie eben nur dort angetroffen wird, wo es um die letzten Dinge geht. Dieses Innewerden unserer selbst und der letzten Bedingung unseres Daseins geschieht im „Glauben". Den Glauben, der eine Gabe, nicht eigenes Werk ist, gibt Gott selbst dem Menschen ins „Herz". Das „Herz" gewinnt bei Pascal eine ganz besondere Bedeutung. Wir würden irre gehen, wenn wir in ihm nur die Stätte des frommen Gefühls vermuten würden. Das „Herz" ist für Pascal eine Stätte der Erkenntnis, — freilich nicht solcher Erkenntnis, in der wir uns irgend etwas in kühler Betrachtung vor Augen stellen. Es gibt noch andere Erkenntnis, als die wir etwa „objektiv" nennen. Es gibt Wahrheit, die man nicht nur „begreift", von der wir vielmehr „ergriffen werden". Ist sie etwa darum weniger Wahrheit? Muss denn die Wahrheit uns notwendig kalt lassen, damit sie nur ja „objektive" Wahrheit bleibe? Pascal ist nicht sentimental; aber die Wahrheit liegt für ihn nicht in einem Eiskeller. Die tiefste Wahrheit ist Sache des „Herzens"; das heisst: sie wird dort erkannt, wo der Mensch

in höchster Bedrängnis inne werden will, was der Sinn seines fragwürdigen Daseins sein möchte. Dort, wo er wahrnimmt, dass es in dieser Frage in Wahrheit um ihn selbst geht, dort ist sein „Herz". Das Herz erkennt Gott, nicht die Vernunft: dies heisst Glauben: Gott, erkennbar dem Herzen... Das Herz hat seine Vernunftsgründe, die die Vernunft nicht kennt. Das Herz hat seine besondere Ordnung, sein besonderes Gesetz, seine besondere Einstellung; es ist die Einstellung der Liebe. Gott sei Dank, dass er sich so sehr offenbart und doch wiederum verborgen hat; sonst wäre ihn zu erkennen Sache der selbstbewussten Weisen, nicht derer, die demütigen Herzens sind. Das Denken wird auch in Dingen des Glaubens nicht ausgeschaltet. Aber es kommt auf das Herz an.

Wie sieht denn der Mensch aus, wenn er im Lichte des Glaubens betrachtet wird? Diese Betrachtung verzerrt sein Bild weder ins Grosse noch ins Kleine. Sie nimmt seine Grösse, wie seine Kleinheit wahr; denn in seinem Dasein liegt beides. Aber nicht darauf kommt es dem Glauben an, sondern auf die Haltlosigkeit der Grösse so gut wie der Kleinheit des Menschen. — Die Grösse des Menschen liegt in seinem Denken. Ich kann mir einen Menschen ohne Hände, Füsse, Kopf vorstellen, aber nicht ohne Denken. — Der denkende Mensch, so schwach wie ein Schilfrohr, kann dem kleinsten Zufall erliegen; aber darin ist er dem ganzen Universum überlegen, dass er um sein Sterben weiss. Alle Würde des Menschen liegt im Denken. Wie wunderbar und gross ist es von Natur! Aber wie ist es erniedrigt durch seine Fehler! So ist denn für Pascal das Denken, diese Würde des Menschen, wie ein Kleinod, das im Staube liegt, wie ein Strom, der versandet, wie ein Eroberer, der auf halbem Wege stehen bleibt und träge wird, — ein Edles, das sich preisgibt, ein Streben zum Unendlichen, das aber in einer unrühmlichen Mitte verharrt, in der es in sich zusammenbricht. Der Mensch erkennt immerhin sein Unglück; und diese Erkenntnis schafft ihm seine Grösse.

An dieser Grösse kann kein Zweifel sein. Denn selbst im Bösen kann sich eine Seelengrösse zeigen. Im Menschen ist eben Beides, Grösse und Niedrigkeit. Er ist wie ein entthronter König; gerade an seinem Unglück kann man seine ursprüngliche Herrlichkeit ermessen. Was beim Tiere Natur ist,

das empfinden wir beim Menschen als ein Merkmal der Niedrigkeit. Gerade dies beweist, dass wir beim Menschen eine ursprüngliche, bessere Natur voraussetzen, von der er abgefallen ist. Es wäre ebenso gefährlich, im Menschen nur das Tierische zu sehen, ohne ihn an seine Grösse zu erinnern, wie es verhängnisvoll ist, ihn über seiner Grösse seine Niedrigkeit vergessen zu lassen. Darum soll sich der Mensch lieben und hassen; er soll seines Wertes bewusst sein und dabei erkennen, wie sehr er seinen Wert weggeworfen hat. Was soll denn aus dem Menschen werden? Soll er Gott oder dem Tiere gleich sein? Ein schrecklich grosser Unterschied! Wer kann übersehen, dass der Mensch verirrt und aus seiner ursprünglichen Stellung heruntergefallen ist, die er nun voll Unruhe sucht, ohne sie doch wiederfinden zu können? Wer soll ihm da den Weg weisen? Die grössten Menschen haben es nicht vermocht. Welch ein Ungeheuer ist doch der Mensch, welch ein Chaos, welch ein Widerspruch, welch ein Wunder! Er urteilt über alles, und kriecht wie ein Wurm am Boden; er ist Verwalter der Wahrheit und eine Mistgrube von Ungewissheit und Irrtum. Der Stolz und der Abschaum des Universums!

So wird bei Pascal immer tiefer und umfassender die Erkenntnis lebendig, dass der Mensch „mitten drin" steht. Er steht „mitten drin" im Hinblick auf seine äussere Existenz, die ihm mitten in den Unendlichkeiten des Grossen und des Kleinen eine unsichere, schwankende Stelle zuweist. Er steht „mitten drin" vor allem auch in seinem geistigen Dasein, „mitten drin" irgendwo zwischen Trug und Wahrheit, Grösse und Niedrigkeit, Gott und dem Tiere. So wie Pascal ihn sieht, ist er nicht ein Nichts, auch nicht eine stumpfe Kreatur. Denn das Nichts kennt keine Probleme; und das Tier hat mit Wahrheit und Lüge nichts zu tun. So wird denn der Mensch bei Pascal nicht in Grund und Boden getreten als ein ohnmächtiges, sündiges, erbärmliches Wesen, das sich seines Daseins überhaupt nur zu schämen hätte. Er wird aber auch nicht in den Himmel erhoben; ihm wird keine Gottähnlichkeit angedichtet. Er ist eben das Wesen der Mitte; das Ja und das Nein geht bei Pascal Hand in Hand. Es ist dies aber keine Mitte, die sein Stolz sein dürfte, auch keine unbeteiligte, neutrale Mitte, von der aus er sich ruhig nach

allen Seiten umsehen könnte. Nein, er ist beteiligt; er ist in Anspruch genommen. Aber seine Haltung bleibt unsagbar „mittelmässig". Er ist wie ein einsames Schifflein auf dem Ozean, über ihm der Sternenhimmel, unter ihm die unendlichen, drohenden Fluten. Dieses Schifflein mag sich wohl als die Mitte der Welt fühlen, aber als eine Mitte der Welt, die von den elementaren Weltmächten jederzeit spielend verschlungen werden kann. Alles ist verloren, wenn ihm nicht eine Orientierung bleibt, sei es der grosse Bär oder irgend ein Leuchtturm, — jedenfalls ein Lichtlein, das nicht wiederum selbst in der schaukelnden Mitte liegt.

Pascal findet seine Orientierung in der Wahrheit des Evangeliums, — in den zwei Grundwahrheiten, die er für die wesentlichen Inhalte des christlichen Glaubens hält: Die Verderbnis des Menschen und die Erlösung in Christus, das Elend des Menschen und die Barmherzigkeit Gottes. Die Lage des Menschen in der Mitte ist untragbar, wenn nicht Gott selbst in die Mitte tritt. Ohne die Erkenntnis des Mittlers gibt es für den Menschen der Mitte nur Ueberhebung oder Verzweiflung.

Es gewährt auch in unserer Gegenwart Vielen eine merkwürdige Genugtuung, in der Mitte zu sein. Denn in der Mitte ist man neutral gegen Ueberzeugungen, Weltanschauungen und Religionen. Lasst sie sich aufregen, alle die Gefühlsmenschen und die gläubigen Eiferer! Der Staat ist neutral; die Wissenschaft ist neutral; die Schule ist neutral! Und Wind und Wellen sind auch neutral, wenn das Schifflein in der Mitte einmal umkippt! „Nous voguons sur un milieu vaste!"